

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 8

Artikel: 15 Jahre Ostasien! : Erlebnisse eines Schweizer Mechanikers im Fernen Osten
Autor: Steiner, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

15 Jahre Ostasien!

Erlebnisse eines Schweizer Mechanikers im Fernen Osten
Von Werner Steiner

Wir beginnen heute mit der Veröffentlichung eines neuen Tatsachenberichtes: Der Schweizer Mechaniker Werner Steiner von Stein am Rhein erzählt von seinem Leben im Fernen Osten, von seiner wechselseitigen Arbeit, seinen vielen Abenteuern im Urwald, in den großen Städten, auf dem Meer. Klar formt sich aus seinen schweizerisch-nüchternen und sachlichen Schilderungen, deren Art oft merkwürdig mit dem aufregenden Inhalt kontrastiert, das Bild des kleinen Mannes in den Kolonialländern, das Bild des Menschen, der zu der großen Masse der Europäer gehört, die im Osten keine Reichtümer erwerben, sondern sich hart auf hart durchschlagen müssen, — im fremden Klima, unter sehr fremden Menschen. Man hört meistens nur von den anderen, von den Kolonial-Auswanderern, die zu Unternehmern werden und reich heimkehren. Hier kommt einmal einer der unzähligen hart Ringenden zu Wort und berichtet über 15 kampfreiche Jahre im Fernen Osten. — Der Bericht setzt 1918 in Wladiwostok ein, in dem Augenblick, da Steiner, der als Helfer an einer Nansen-Mission in Russland teilnahm, seine Arbeit beendet hat und sich entschließt, im Osten zu bleiben und Arbeit zu suchen.

Ich entscheide mich für den Osten. — Als Berufsjäger im Urwald: Tiger, Elefanten und Fleischpreise.

Unsere Mission in Russland war erfüllt. Jeder von uns bekam 10 000 Franken — und nun konnten wir gehen, wohin es uns trug. Die drei anderen kehrten heim, ich aber entschloß mich, im Osten zu bleiben. In Wladiwostok bekam ich nämlich nach langer Zeit wieder Post von zu Hause; meine beiden Brüder, die auch Mechaniker sind, schrieben mir, in unserem Beruf sei augenblicklich rein nichts zu wollen: Die Munitionsfabriken müßten zurück, alles sei arbeitslos, kein Mensch könne wissen, wann eine Besserung eintreten würde. Arbeitslos sein, — dazu hatte ich keine Lust. Im Osten, darauf vertraute ich, würde ich mich schon irgendwie durchschlagen können. So entschied sich mein Schicksal.

In Wladiwostok selbst hätte ich bei einer Firma, die ich von früher her kannte, sofort Arbeit haben können. Die allgemeinen Zustände und vor allem der Rubel waren aber damals sehr unsicher, und die politische Entwicklung der nächsten Zeit lag vollkommen im Dunkeln, niemand konnte wissen, ob die Stadt den Roten oder den Weißen in die Hände fallen würde. Ich entschloß mich daher, aufs Geratewohl weiterzufahren.

Es war nicht leicht, von Wladiwostok wegzukommen, — weit und breit kein Dampfer, der Passagiere aufnahm. Der Dampfer «Jerusalem», der Platz für 3000 Personen gehabt hätte, war von der französischen Regierung speziell für den Heimtransport (Repatriierung) von Franzosen aus Sibirien requirierte worden und nahm keine Passagiere an. Durch Vermittlung eines Schweizer Landsmanns, der als Offizier bei der Russischen Freiwilligenflotte diente, bekam ich Platz auf einem kleinen russischen Dampfer, der zwischen Wladiwostok und Schanghaikehrte. Der Fahrgäst, der mich auf diesem Schiff am meisten interessierte, war — ein blinder Passagier, eine Schweizer Gouvernante, die gänzlich mittellos aus Russland floh.

In Schanghai blieb ich zehn Tage und schaute mich nach Arbeit um. Aber es war nichts zu machen. An verschiedenen Orten, wo ich anfragte, hieß es: «Ja, wenn Sie etwas vom Schiffbau verstehen würden, könnten Sie sofort Arbeit bekommen!» Es waren zehn trostlose Tage in dem großen Kali-Hotel in Schanghai, nur unterbrochen von einer einzigen Freude: Im Hotel hörte ich eines Tages deutsch sprechen, erkundigte mich, wer es sei, — es war eine Schweizerin!

Auf der «Batavia», einem großen französischen Emigrantschiff aus der ehemaligen deutschen Flotte, fuhr ich weiter nach Hongkong, blieb aber dort nur einen Tag, denn ich wollte gleich weiter, nach Haiphong. Von Hongkong nach Haiphong ist es eine Schiffssreise von 28 Stunden. Als wir zwei Stunden auf offener See waren, streikte die Mannschaft, unter dem Vorwand, es in Wache hätte ein Rostbeef erhalten, eine andere nicht. In Wirklichkeit hatten die Matrosen aber schon in Hongkong gehörte, daß die französische Handelsmarine einen Streik plante, dem sie sich nun anschlossen; sie hat-

ten bloß so lange gewartet, bis wir Hongkong im Rücken hatten. Eine schöne Situation für uns alle: sehr stürmische See und stillstehende Maschinen, stillgelegtes Steuer. Das Schiff trieb wehrlos auf dem Wasser. In der zweiten Nacht ließ der Kapitän die rote Lampe, das Zeichen für «Détresse», für höchste Not, aushängen und alle halbe Stunde drahtlose Hilferufe senden. Inzwischen wurde der Sturm immer schlimmer und entwickelte sich zu einem regelrechten Taifun. Die Orientierung nach Sonne und Sternen war unmöglich, alle Passagiere lagen krank in den Kajütten, ein junges Mädchen und ich waren die einzigen, die noch etwas essen konnten. Jeden Augenblick konnte das Schiff untergehen, — es war furchtbar. Die Passagiere besprachen sich mit dem Kapitän und den zwei Offizieren, ob es nicht möglich wäre, mit der Waffe in der Hand die Aufnahme der Arbeit zu erzwingen, — aber die Matrosen waren ja weitaus in der Überzahl. Die einzigen Arbeitswilligen waren die Negerheizer.

Ich anerbot mich, die Maschinen selbst notdürftig in Gang zu bringen, da ich mich ein wenig darauf verstand. Die Streikenden konnten wir ja, schlug ich vor, in ein Gefäß sperren. Bevor es aber so weit kam, nahte — in der vierten Nacht — die Rettung: wir empfingen die Botschaft eines amerikanischen Kriegsschiffes, welches von Hanoi nach Manilla fuhr. Nun konnten wir die Mannschaft vor die Alternative stellen: Entweder ihr nehmt die Arbeit auf oder das amerikanische Kriegsschiff kommt uns zu Hilfe. Unter dieser Drohung überlegte sich die Mannschaft die Sache doch und bequemte sich wieder zur Arbeit. Am Abend des fünften Tages fuhren wir in Haiphong ein, wo wir als vom Tode Auferstandene begrüßt wurden: Man hatte schon nicht mehr an eine Rettung geglaubt.

In der Werft erwartete uns eine Kolonial-Infanteriekompagnie mit aufgepflanztem Bajonetts; ein Offizier kam mit einer Abteilung Soldaten aufs Schiff, um alle Streikenden zu verhaften. Sechs Männer wurden abgeführt, die anderen auf dem Schiff in Gewahrsam gehalten. Alle gaben ihre Brownsings ohne weiteres her; in der Nacht kam es aber dennoch zu einer Schießerei. Die auf dem Schiff Eingesperrten waren entkommen, an Land geflohen und hatten versucht, ihre Kameraden zu befreien. Verletzt wurde niemand, die Soldaten hatten absichtlich in die Luft geschossen. Später griff der Streik auch noch auf andere französische Schiffe, auf die «Jerusalem» und die «Venezia» über; auch dort gab es massenhaft Verhaftungen. Ich erfuhr später, daß die beiden Anführer zu fünfzehn Jahren, die übrigen zu zwei bis vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden waren.

Mit der «Batavia» konnte ich nicht weiter reisen; der Kapitän mußte sich zunächst nach neuer Mannschaft umsehen, was längere Zeit in Anspruch nahm. So machte ich schnell einen Abstecher nach Hanoi, vielleicht daß sich dort Arbeit finden ließe. Bei meinem Rundgang auf Arbeitssuche traf ich in einer Steifenfabrik einen Tessiner, der dort angestellt war. Er wisse mir Arbeit, meinte er, in einer Zementfabrik, — vorausgesetzt, daß ich Chemiker wäre. Also wieder nichts. Schiffsbauer, Chemiker — es war wie verhext. Wieder zurück nach Haiphong, wo die «Batavia» immer noch vor Anker lag: der Kapitän hatte keine neue Mannschaft bekommen können! Mit der

«Jerusalem», die gerade aus Haiphong ausfuhr, reiste ich nach Saigon.

Hier überkam mich ein merkwürdiges Glücksgefühl: mit der Ankunft in Saigon hatte ich das letzte Stück einer Reise um die Welt zurückgelegt!

Ich kannte die Stadt von früher her gut: von 1908 bis 1912 hatte ich hier in meinem Beruf gearbeitet, bei der deutschen Firma Speidel, die jetzt von der französischen Regierung beschlagnahmt war. Bei der Arbeitssuche schadete mir nur meine Vergangenheit sehr: alles hielt mich für einen Deutschen, da ich früher bei einer deutschen Firma in Stellung gewesen war. An mehreren Orten bekam ich den Bescheid: Ja, wenn Sie kein Deutscher wären... Mein Schweizerpaß nützte mir da gar nichts.

Dieser neuerliche unverschuldete Mißerfolg entmutigte mich so sehr, daß ich nahe daran war, alles hinzuwerfen und heimzufahren. Aber, wie das meistens so ist, im letzten Augenblick «tauchte etwas auf».

Beim Bummel durch die Stadt traf ich den Kölner Rings, einen ehemaligen Fremdenlegionär und alten Bekannten von mir. Ich erzählte ihm von meiner Lage und er riet mir, nicht weiter nach Stellen zu suchen, sondern Berufsjäger zu werden. Er hätte es früher auch schon so gemacht und sei nicht schlecht dabei gefahren. Er schleppte mich gleich mit sich auf den nächsten Markt und machte mich mit einem Großmetzger, dem Portugiesen Pedro, bekannt, mit dem ich bald handelseinge wurde. Wir schlossen einen Vertrag ab: er sollte alles Fleisch übernehmen, das ich ihm senden könnte und mir dafür meine gesamte Verpflegung in den Dschungel schicken. Daneben würde er mir für die erlegten Tiere den entsprechenden Kaufpreis bezahlen; abrechnen wollten wir jeweils, wenn ich für ein paar Tage nach Saigon käme.

Ich war es zufrieden, kaufte mir eine Büchse und Patronen und ging nach Bangoi an der wunderbaren Bucht Cameran, zwischen Natrang und Phanrang. Hier fäste ich Proviant und warb Boy und Führer an. Der Führer hatte früher unter dem Duc de Montpensier, dem Besitzer der Bucht, einem berühmten Jäger, gearbeitet und kannte sich gründlich aus. Er riet mir, meine Arbeit in Soui-Cat zu beginnen, welches der beste Jagdgrund in der Gegend sei. Von Bangoi waren es zehn Kilometer mit der Eisenbahn. Ich folgte seinem Rat und fand in Soui-Cat gleicher Unterkunft in der Hütte eines anamitischen Forstwächters. Die ganzen Wälder dort werden von Anamiten bewacht, ein französischer Oberkontrollleur kommt nur alle 2–3 Monate. Ganz Soui-Cat bestand aus ein paar Anamiten-Hütten, richtige Häuser gab es nicht.

Am nächsten Tage ging es gleich los mit der Arbeit. Ich schaute mir zunächst das Gelände an, merkte mir alle Wege, die zu meinem Haus führten, orientierte mich über die Windverhältnisse und stellte aus den Spuren und den vielen Tränkestellen fest, was für Tiere vorhanden waren. Es ergab sich ein ganz schöner Wildbestand: hauptsächlich Hirsche (der große Sechsender-Hirsch, den die Engländer Shambar nennen), Wildsäue, Elefanten, Tiger, wilde Gämse und Ziegen. Auch Gazellen gab es, auf die wollte ich aber verzichten, weil sie so besonders reizend sind.

(Fortsetzung Seite 237)



ASA, eine äußerst zarte Toilette-Seife, ist mit Cold-Cream hergestellt. Der milde u. duftige Crème-Schaum wirkt besonders angenehm.



Jedes Stück trägt die Armbrust als Garantie für ein Schweizer Qualitätsprodukt ASPASIA A.G. WINTERTHUR

Schützen Sie sich vor Grippe!

Bekämpfen Sie den Schnupfen und seine Begleiterscheinungen, wodurch den Krankheitskeimen Tür und Tor geöffnet werden. Benützen Sie **Coryzol**, hergestellt nach Dr. med. Ch. Schmidt in Chur, Spezialarzt für Nasen- und Halskrankheiten. Einige Tropfen **Coryzol** ins Taschentuch geben und die sich entwickelnden heilsamen Dämpfe durch die Nase kräftig einatmen. Die Wirkung ist frappant und die Anwendung unauflägig. **Coryzol** kostet nur Fr. 1.— die Flasche in Apotheken u. Drogerien. Wolo A.G., Zürich.

**TRÄGER STOFFWECHSEL,
NERVOSE ÜBERREIZUNG**
wird mit unsern Kurmitteln erfolgreich behandelt.
Aufklärungsschrift No. 43 op kostenlos.
Sennrütti
KURANSTALT 900 m ü. M. DEGERSHEIM



DIE GUTE ZIGARRE
IN STUMPFENFORM



Schlaf oder Kaffee? Wählen Sie beides!

Endlos ist so eine Nacht ohne Schlaf... ohne Ruh — und in der Früh?

Müdes Aussehen — abgespannt — schlecht gelaunt — wegen einer simplen Tasse Kaffee! Gefehlt!... Nicht der Kaffee, sondern das Coffein, das in ihm steckt, ist der Übeltäter.

Darum ab heute nur noch KAFFEE HAG auf den Tisch!

Die Umstellung fällt Ihnen umso leichter, als keine Genusseinbusse damit verbunden ist. Kaffee Hag ist echter, feinster Bohnenkaffee, dem nur das Coffein entzogen und nichts hinzugefügt wurde. Den wundervollen Geschmack und das köstliche Aroma finden Sie bei Kaffee Hag voll erhalten.

Coffeefrei und die gute

HAG-QUALITÄT darauf kommt's an!

Annahme-Schluß für Inserate, Korrekturen, Umdispositionen usw. 13 Tage vor Erscheinen einer Nummer jeweilen Samstag früh. • Manuskripte, Vorlagen und Klischees erbitten wir bis spätestens zu diesem Termin. • Bei Lieferung von Korrekturabzügen benötigen wir die Druck-Unterlagen fünf Tage früher. • Conzett & Huber, Inseraten-Abteilung



MEHR ALS NUR PULT

Schreibtisch und Kassenschrank
zusammen



Verlangen Sie bitte
Prospekt Nr. 290

Union-Kassenfabrik A.G.
Zürich 1, Geisserallee 36

Aus zwei Gründen war ich gezwungen, nur in der Nacht zu jagen. Erstens war die Nachjagd viel ergiebiger und einfacher. Die meisten Tiere sind nachts viel dümmer. Besonders der Hirsch, der am Tag so scheu ist, kümmert sich in der Nacht kaum um den Menschen. Es ist fast, als ob die Geruchsorgane, die ihn tagsüber vor den Menschen warnen, nach Sonnenuntergang gar nicht funktionierten. Bei der Jagd benutzte ich eine Karbidlampe mit Scheinwerfer. War ich erst einmal an einer Stelle, wo ich Wild vermutete durfte, sah ich bald überall die Augen der Tiere im Schein der Lampe aufleuchten und hatte nicht viel anderes zu tun als loszudrücken. In Mondscheinnächten verbarg sich die Jagd ohnehin, — bei dem hellen Licht können die Tiere den Jäger sehen. Der zweite Grund für die Nachjagd war ein praktischer: das Fleisch musste mit der Bahn die 200 km nach Saigon spiediert werden. Sollte es frisch ankommen, so müßten die Tiere unmittelbar nach der Erlegung verladen werden. Der Zug von Natrang, der nach Saigon fuhr, hielt morgens um sechs Uhr in Soui-Cat; bis dahin hatte ich also meine Lieferung bereit zu halten, sonst war die ganze Arbeit umsonst gewesen. Wenn der Zug dann abends um fünf Uhr von Saigon wieder nach Natrang zurückfuhr, brachte er den Proviant mit, den mir Pedro schickte. Der Zug führte einen Küchenwagen und ich konnte nur Wein und Brot holen, soviel ich wollte.

So begann ich mein Leben als Berufsjäger. Das war kein Sport mehr, so wie ich ihn früher getrieben hatte, jetzt war es A r b e i t und wichtig war nicht mehr das Jadvergnügen, sondern das F e i s c h, in Kilo berechnet. Pedro hatte mir eine Preisliste für die einzelnen Tiere mitgegeben, die ich immer gut im Kopfe behielt. Er zählte folgende Kilopreise: Für Odsen 25 Cent, für Hirsche 10 Cent, für Rehe 15 Cent, für Wildsäue 25 Cent. Die Tiere mußten ausgeweidet und ohne Kopf geliefert werden. Die Fracht bezahlte er.

An meiner Hütte vorbei führte eine alte Feldstraße, welche die Bahn mit dem Meer verband, 8 km lang mitteilen durch den Wald. Auf dieser Straße zog ich auf meinen ersten Nachjagd los. Schon in der ersten Stunde zählte ich zehn Augenpaare, die, wie ich vermutete, zu Hirschen gehörten. Zwei Tiere, die ganz in der Nähe der Straße standen, schoß ich kurz hintereinander. Ich begnügte mich fürs erste mit dieser Beute, um keine weitere Zeit zu verlieren, und kehrte um, einen Ochsenkarren für den Rücktransport zu holen. Um vier Uhr früh kam ich mit meiner Last an der Bahn an. Nun mußten die Hirsche noch nach allen Regeln der Kunst transportbereit gemacht werden: der Leib wird ihnen bis zum Brustbein aufgeschnitten, der Hals geöffnet, alles wird mit Holzstäben aufgesperrt, damit Luft durchziehen kann. Bei der Reinigung der Tiere darf kein Tropfen Wasser verwendet werden, sondern alles wird mit einem trockenen Tuch kräftig ausgerieben. Um 6.30 Uhr verlud ich meine beiden ersten Hirsche und begab mich zur wohlverdienten

Ruhe. Wütend fuhr ich um 11 Uhr auf, als mich ein Anamite weckte und mich bat, ich solle doch aufstehen und ein Reh schließen, welches sich bis zu den Hütern vorgewagt und an einem seiner Bäume die Früchte abgefressen hätte. Ich schickte ihn heim und zog es vor, an dem hübschen Tier, das immer wiederkam, in den nächsten zwei Monaten meine Freude zu haben.

Am dritten Tag erlebte ich in meiner Einsamkeit eine große Aufregung. Mein Boy weckte mich um zehn Uhr nacht und berichtete mir, der Nachzug von Natrang hätte einen Elefanten angefahren, der auf den Schienen gestanden. Ich machte mich sofort auf, um Näheres zu erfahren. Vorn auf der Lokomotive war mit herunterhängenden Beinen ein Anamiten-Kuli gesessen; bei dem plötzlichen heftigen Zusammenstoß mit dem Elefanten hatte es ihm beide Beine zerquetscht und er saß laut heulend am Schienentrand. Der Lokomotivführer meinte, der Elefant müsse in der Schlucht liegen, die Maschine habe ihn heruntergeworfen. Ich ließ mich von diesem Beirteil verleiten, die Verfolgung des Tieres aufzunehmen, obwohl ich keine Ahnung hatte, ob es verwundet war oder nicht. Etwa 5 km weit folgte ich der Fußspur, immer tönte das Trompeten des Elefanten ganz nah vor mir. Plötzlich führte die Spur bergaufwärts und ich hörte einen entsetzlichen Lärm, — das Trompeten von fünf bis sechs Elefanten. Wahrscheinlich war also schon vorher eine ganze Herde zusammen gewesen, die nun das verletzte Tier begrüßte. Mein Elefant war offenbar nur leicht verletzt worden, denn tödlich verwundete Tiere gehen nicht mehr bergaufwärts, sondern in die Tiefe, um Wasser zu suchen. Mich mit dieser zornigen Herde einzulassen, hielt ich nicht für ratsam, umso mehr, als ich allein auf unbekanntem Gelände im dichten Dschungel stand. So endete meine erste Elefantenjagd. Auf dem Rückweg wurde ich aber noch für meine Enttäuschung entschädigt: ich schoß einen Hirsch mit Bastgeweih, welch letzteres von den chinesischen Ärzten besonders geschätzt und hoch bezahlt wird. Am nächsten Morgen zahlte mir der Koch im Zug 45 Dollar für die beiden Hörner; drei Stunden später hatte er sie schon zu zehn Dollar Gegebe auf einen Chinesen in Saigon weiterverkauft.

Und dann kam bald der Tag, da ich den Tiger hörte.

Was die Eingeborenen den «Tigerschrei» nennen, ist in Wirklichkeit der Warnungsruft des Hirsches, der einen Tiger gesehen hat. Wer diesen Schrei hört, ist also wirklich in unmittelbarer Nähe eines Tigers. Der wahre Ruf des Tigers ist aber ein von tief unten aus der Kehle ausgestoßener Knurton. Meistens sind es dann schon zwei Tiere, die einander rufen und antworten, denn jeder Tiger hat sein ganz bestimmtes Revier. Riecht einer den anderen in seinem Gebiet, so ruft er ihn und oft entsteht daraus ein böses Gefecht; selten wird ein Tigerfell er-

beutet, das nicht die Spuren solcher Kämpfe trägt. Unheimlich ist der Tigerruf; auch wer ihn nie zuvor gehört hat, weiß sofort: das ist er!

Es war um sechs Uhr abends, als sich der Tiger meldete. Ich wartete bis zum Beginn der Dunkelheit und brach dann auf, nur von einem kleinen Anamiten-Jungen begleitet. Die anderen Jäger und Führer waren müde und ich kannte ja die Gegend gut. Ich marschierte in der ungefähren Richtung, von der ich den Schrei gehört, sah aber nur Fährten und keine Spur von dem Tiger selbst. Einige hundert Schritte weiter weg hörte ich den Warnungsruft des Hirsches. Daß er nicht m i r gelten konnte, war sicher, denn ich stand vor dem Wind. Ich ging also diesen Warnungsruften nach und geriet auf einen alten Feldweg. Es wimmelte hier von Hirschen, aber ich bedachte sie nicht, ich wollte den Tiger. Und bei einer Wegbiegung kam er mir entgegen. Ich sah nur seine Augen in der Dunkelheit leuchten, erkannte aber sofort den Tiger an der charakteristischen Wendung des Kopfes. Jetzt stand er still und drehte den Kopf hin und her. Ich holte tief Atem, sagte ihm guten Tag — und schoß. Ich zielte ziemlich tief unter die Augen, um sicher zu sein, den Körper zu treffen. Ein Schmerzensgeheul erklang aus dem Dunkel, das Tier sprang in die Luft, der kleine Anamite schrie laut auf vor Angst und umfaßte mich mit den Händen. Ich schüttelte ihn ab und rüstete mich zum zweiten Schuß. Es mußte schnell gehen, denn das verwundete Tier floh mit großer Geschwindigkeit. «Bang-nue, bang-nue» (schieß ihn, schieß ihn!) schrie der Kleine hinter mir. Beim zweiten Schuß zielte ich direkt auf die Brust, ich wollte unter keinen Umständen den Schädel verletzen. Diesmal war es das Ende meines mächtigen Gegners. Als er tot vor mir lag und ich ihn mit der Lampe ableuchtete, stieß der Junge ein Freudengeheul aus und pampante das Tier wie ein Wahnsinniger!

Es war mein erster Tiger. Ich setzte mich auf ihn, voller Freude und Stolz, streichelte ihn und maß ihn immer wieder. Später bereute ich diese Unvorsichtigkeit bitter, denn ich wurde so voller Zecken, daß ich Quicksilbersalbe aus Natrang kommen lassen mußte, um das Ungeziefer wieder loszuwerden. Nun eilte ich im Galopp nach Hause, um einen Ochsenwagen zu holen. Die ganze kleine Siedlung geriet in Aufregung; wer Beine hatte, kam mit. Als die Odsen den Tiger witterten, sprangen sie aus dem Joch, zitterten und gebärdeten sich wie toll. Wir mußten sie mit Mühe wieder einfangen und zum Tiger heranschleppen, so nah, daß sie den Leichengeruch riechen und merken konnten, daß er tot war. Erst dann ließen sie sich wieder einspannen. Wir luden den Tiger auf und brachten ihn in die Siedlung, wo er die Nacht über vor meinem Hause lag. Ich stand neben ihm Wache bis alle zu Bett gegangen waren, um zu verhindern, daß jemand die Schnurrbarthaare des Tigers holen komme, die sehr geschätzt und teuer bezahlt werden. Die Zunge, die ebenfalls für Zauberkräfte verwendet wird, hatte

Bei **Erkältungs - Krankheiten**

Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Kopf- u. Nervenschmerzen wirkt Togal rasch u. sicher. Togal löst die Harnsäure u. ist in hohem Maße bakterientötend. Keine schädlichen Nebenwirkungen! Über 6000 Ärzte deklarieren! Ein Versuch überzeugt!



Ein frischer Teint

wirkt auf die Maenner anziehend



Begeistert tragen Sie **Lastex DOMINA**

den neuen elastischen KRAMPFADERN-STRUMPF

Der Lastex-Domina-Strumpf ist leicht und elegant, benötigt anstrengende Arbeit, denn der feinsten Seidenstrumpf nicht sichtbar. Zu waschen und reparieren wie gewöhnliche Strümpfe. In den einschlägigen Geschäften erhältlich.

FoFa, Mollis (Gl.).

Bezugsquellen nachweis durch den Fabrikanten: P. MUHLEGG, SCHAFFHAUSEN

Ja, so kahl und vollkommen haarslos kann Ihr Kopf werden, wenn Sie nicht energisch etwas gegen den Haarausfall tun, das spürliche Nachwachsen tun. Meist liegt es nur an mangelhafter Ernährung und am Fehlen von Kieselsäure und Aufbausalzen. Die Haare werden bei normaler Funktion von ihnen durch das Blut ernährt — deshalb soll man ihnen auch durch das Blut die fehlenden Haarnährstoffe zuführen. Cresein Tablettten sind nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen hergestellt und enthalten alle die Stoffe, deren Fehlen in den allermeisten Fällen die direkte Ursache von Haarausfall mit beginnender Glatze ist. — Cresein-Kurpackung Fr. 7.50 in allen Apotheken erhältlich.

Palmolive-Seife wird in der Schweiz hergestellt und stets in einer oliven-grünen Packung verkauft. Achten Sie auf das schwarze Band mit der Goldaufschrift "Palmolive".

JETZT NUR NOCH: FR. 0.50
Palmolive A. G., Zürich, Talstrasse 15

clichés und Gabanos
A. Wetter & So.
Milchbuckstr. 15. Tel. 60.321

ihm leider in einem unbewachten Moment irgend jemand schon herausgeschnitten.

Am nächsten Morgen zogen wir ihm das Fell ab. Ich ließ den ganzen Tag in der Badehose und über und über mit Petroleum eingeschmiert herum, denn die Zecken plagten mich gräßlich. Ein Mann hatte den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als sie mir vom Körper zu lesen. Aber mein Tiger entschädigte mich für alles; mit Arsenikseife präpariert, Nasen, Ohren und Augenbrauen mit Formalin eingespritzt, hing er an der Wand meines Bungalows.

In der nächsten Zeit mußte ich zweimal meinen Lagerort wechseln, da bei meiner fleißigen Arbeit die alten Plätze bald "ausgeschossen" waren. Zunächst ging ich nach Natrang und von dort in ein ganz einsames Moi-Dorf. (Die Moi gehören zu den Ureinwohnern von Cochinchina.) Hier blieb ich vom September bis Dezember und hatte alles, was ich mir nur wünschen konnte: Jagdglück und interessante und lustige Erlebnisse mit ganz primitiven, guten Menschen.

Wie schon erwähnt, jagte ich in der Regel bei Nacht. Bei Vollmond ist aber eine Nachjagd nicht möglich und zur Entschädigung unternahmen wir dann meistens große Streifzüge nach Elefanten. Die erste Elefantennacht mit den Mois ist mir in guter und etwas komischer Erinnerung geblieben.

Eines Morgens meldeten mir ein paar Moi - Burschen einen Elefanten: sie hätten ihn aus nächster Nähe trompeten gehört. Ich brach gleich auf, und die Moi führten mich an ein großes Wasserloch, um das herum sich Spuren aller möglichen Tiere fanden, die hierher zur Tränke kamen; unter ihnen waren auch Elefanten-Fährten und noch frische Losung. Ich machte mich schon schußbereit, denn ich mußte damit rechnen, ganz plötzlich auf den Elefanten zu stoßen. Es handelt sich um einen Bullen, belehrte mich ein Moi-Bursche, und erklärte mir auch gleich, woran er das erkenne: Die Fährte eines Bullen ist bei den Vorderfüßen oval, diejenige des Weibchens aber rund. Wie oft hatte ich mich schon gewundert, woran die Eingeborenen immer gleich erkennen, ob Männchen oder Weibchen, — aber allein hatte ich es doch nicht herausgefunden.

Vorsichtig folgten wir der Fährte. Plötzlich prallten wir alle zurück, denn unmittelbar vor uns sprangt ein Tier aus dem Gebüsch, dunkelhäutig, von der Größe eines starken Büffels. Ich hielt es für einen jungen Elefanten und schuß nicht, weil ich annahm, die Alten seien in der Nähe, was immer gefährlicher werden kann. Das Tier stand eine Sekunde still, machte reditumkehr und verschwand im Gebüsch. Am Schwänzen sah ich erst, daß es gar kein Elefant, sondern ein Rhinoceros gewesen war, was auch die Fußspuren des Tieres erwiesen. Ich fluchte nicht schlecht; seit langem hatte ich mir schon sehnlichst gewünscht, einmal ein Rhinoceros zu erlegen, — und nun hatte ich diese seltsame Gelegenheit verpaßt!

Wütend nahm ich die Spur des Bullen wieder auf, die sich allmählich immer häufiger mit anderen Fährten vereinigte. Um drei Uhr stieß ich auf eine ganze Herde, der

mein Bulle sich zugesezt hatte; es waren ungefähr acht große Elefanten beisammen. Rings herum waren am Jungholz alle jungen Äste abgerissen und die Blätter abgefressen. Bei günstigem Wind näherte ich mich der Herde schrittweise immer mehr und beobachtete sie eine halbe Stunde lang hinter einem Baum, bis ich plötzlich ganz nah vor meinen Augen ein Stück Elfenbein schimmern sah. Dann drehte sich dicht vor mir der mächtige Kopf des Tieres und ich schoß, — genau zwischen Augen und Ohren des Elefanten. Die Herde stob erschrocken nach allen Seiten auseinander. Das verwundete Tier stieß einen hellen Pfiff aus, was — vom Jäger aus gesehen — immer ein gutes Zeichen ist, denn wenn ein angeschossenes Tier einen Laut von sich gibt, ist es meistens tödlich getroffen. Ich feuerte meinen zweiten Schuß ab, der wiederum traf; der Elefant sprang auf und rannte in vollem Lauf fort, wobei er alles mit sich riß und zerstampfte, was ihm unter die Füße kam. Schon nach zwanzig Metern fiel er tot um. Die Herde war inzwischen spurlos verschwunden. Als ich meine Beute besichtigte, merkte ich erst, daß es gar nicht der alte Bulle war, sondern ein viel jüngeres Tier.

Meine Moi-Begleiter und ich machten uns nun gleich an die Auswertung der feinen Beute. Den Schwanz und die Zähne wollte ich mitnehmen, um sie zu Geld zu machen. Die Füße aber wurden gleich abgehauen und sollten an Ort und Stelle verzehrt werden, denn wir hatten alle großen Hunger. Wer sie nicht selbst schon unter der Zunge gehabt hat, kann sich kaum vorstellen, wie gut Elefanten-Füße schmecken. Wir gruben ein etwa 30 cm tiefes Loch in den Boden, legten dürres Holz hinein und ließen es zu Holzkohle verbrennen. Dann wurden die Füße hineingetan und mit heißer Asche zudecked; nach einer Stunde waren sie so zart wie Kalbsfüße. Salz, Tschilly und Reis tragen die Moi immer bei sich; und so hatten wir ein ausgezeichnetes Essen. Den Reis kochten die Moi auf ganz merkwürdige Art. Während die Elefantenfüße brieten, war einer von ihnen Wasser holen gegangen und kehrte mit einer Beute von etwa 3 Litern zurück, die er in einer Bambusröhre trug. Dieser Rohr wird nun mit Reis und Wasser gefüllt; dann stellt man den Bambus ans Feuer und dreht ihn solange, bis die äußere Bambushülle vollständig verkohlt ist. Diese wird dann weggeschält und was übrigbleibt, ist das innere Bambushäutchen, gefüllt mit dem inzwischen gekochten Reis. Das ganze sieht aus wie eine Wurst und schmeckt ausgezeichnet. Wir aßen es zusammen mit den mühsam erbeuteten Elefantenfüßen.

Den Elefanten-Kadaver selbst ließ ich an Ort und Stelle liegen und hoffte mit seiner Hilfe später einen Tiger zu schließen, da es kein besseres Lockmittel für Tiger gibt als 4—5 Tage altes Aas, das er jedem frischen Fleisch vorzieht. Als ich aber nach ein paar Tagen wieder hinkam, fand ich... zwei Moi-Familien, die sich Häuser auf den Bäumen gebaut hatten und nicht gewillt waren, vom Fleck zu weichen, solange auch nur ein Stückchen des Elefanten übrig war! Sie räucherten das Fleisch, trockneten es an der Sonne und konservierten es sonst

noch auf alle möglichen Arten, so daß für den Tiger nichts mehr übrigblieb. Sogar für die Knochen hatten sie eine Verwendung: Sie verkauften sie für teures Geld an einen Chinesen, der sie in Pulverform als Medizin in den Handel brachte.

Mir blieb zum Trost der Gewinn aus den Zähnen: 11 kg wogen sie und ich erzielte einen Kilopreis von 10 Dollar.

Mit den Bewohnern des Moi-Dorfes, in dem ich ein paar Monate zu Hause war, kam ich ausgezeichnet aus, ich glaube weitaus besser als je ein Weißer vorher. Wir jagten gemeinsam, unser Leben unterschied sich kaum voneinander und irgendwelcher Stolz des Weissen lag mir fern. Ein gemeinsames Trinkgelage brachte uns noch näher. Es war eine richtige offizielle Schnaps-Sitzung, die bei Neumond stattfand, wie sich das so gehört. Die Moi ließen mich von ihrem Getränk kosten, das in großen, mit Wachs zugeklebten Tongefäßen aufbewahrt war; ich spendete ein Gemisch aus kondensierter Milch und Absinth, das sie besonders lieben. Bald war die ganze Gesellschaft aufs äußerste angeregt und wir gingen in ein lebhaftes Gespräch, — zum erstenmal, seit ich im Dorf war, drehte es sich nicht um die Jagd, sondern um die Kinder, die Frauen, das Leben. Ich fragte einen alten Mann, wie alt er eigentlich sei. Er dachte lange und tief nach und sagte dann: «Sieben Jahre bin ich gewiß.» Ich zwang mich ernst zu bleiben. Dann fragten die Moi mich, wie alt ich sei. Ich antwortete: 35. Das verstanden sie nur gar nicht, weiter als bis auf 30 können sie nicht zählen. Ich erklärte ihnen: 30 und dann noch 5. Allgemeines Staunen maßte sich auf allen Gesichtern: so alt war der Europäer!

Überhaupt schien es mir während meines Aufenthaltes oft, daß diese Menschen Kindern glichen: Alles steht offen, Schlösser gibt es nicht und es bedeutete eine schwere Beleidigung, als ich im Anfang meine Koffer abschloß. Kommt ein Weißer ins Dorf, dann verbargen die Moi zuerst einmal ihre Frauen, nicht etwa aus Angst, sie könnten geraubt werden, sondern weil sie die Frauen derart gering einschätzten, daß sie es als eine Beleidigung für die Augen des Weisen ansehen, wenn er zuerst die Frauen zu Gesicht bekommt. Ihre Häuser bauen sie nur aus gespaltenem Bambus und Palmenblättern, meistens auf Bäumen, etwa 3 m hoch über dem Boden. Alle Jahre wird das ganze Dorf verbrannt, die Bewohner wandern ein Dorf weiter und bauen es an einem andern Ort wieder auf.

Als ich mit den Moi schon sehr gut stand, fragten sie mich eines Tages, ob ich ein Mädchen sehen möchte, ob ich das nicht als eine Erniedrigung für mich auffasse. Ich freute mich natürlich, hatte ich doch die ganze Zeit nur ältere Frauen gesehen, die hart arbeiten müssen (die Männer tun außer der Jagd nichts), die jungen Mädchen und Frauen blieben unsichtbar. Am nächsten Tag kamen drei junge Mädchen zu mir. Ich hatte kleine Geschenke bereitgelegt, aus denen sie sich etwas aussuchen durften. Jede nahm ein Stückchen Seife und roch daran,

GRÄUE HAARE?

ENTRUPAL ges. gesch., das seit Jahren bewährte biologische Haarstärkungswasser, führt den geschwächten Haarwurzeln die verbrauchten Pigmente (Farbstoffe) zu. Originalflasche Fr. 6.50. Prospekt kostenlos.

Versand durch Apotheke Th. Arnet, Zürich, Josefstr. 93.

Leichteres Arbeiten



durch praktische Bureumöbel



Ich liefere Ihnen Schreibtische, Kartothekskästen und -schränke, sowie alle sonstigen Bureumöbel, in erstklassiger Ausführung und zu äußersten Preisen. Verlangen Sie bitte unverbindl. meinen Katalog!

Ad. Ernst, Bureumöbel-Fabrik, Holziken (Aarg.)

**ICH SPARE JEDESMAL
EINEN FRAN KEN!**

und dabei sind meine
Zähne noch
viel schöner
geworden . . .

"**ICH** wäre unglücklich, wenn ich nicht blendend weisse Zähne hätte. Auch punkto Zahnpasta bin ich sehr anspruchswoll. Früher kaufte ich immer nur die teuersten; aber Listerine Zahnpasta vermochte mich nun besser zu befriedigen. Meine Zähne sind völlig gesund und ihr Glanz ist geradezu auffallend. Ueberdies ermöglicht mir die Verwendung der Listerine Zahnpasta noch hübsche Einsparungen."

Listerine Zahnpasta verdankt ihre bemerkenswerte Wirksamkeit besonders reinigenden Kräften, die mit erstaunlicher Schnelligkeit alle Spuren von Zahnstein, Tabak und der Entfärbung der Zähne zum Verschwinden bringen. Der Zahnschmelz wird poliert, ohne ihn im geringsten durch Kratzspuren zu gefährden. Listerine Zahnpasta ist sehr angenehm im Gebrauch und hinterlässt im Mund ein erfrischendes Gefühl.

Versuchen Sie Listerine Zahnpasta heute schon; sie wird Sie begeistern. Die grosse Tube kostet nur Fr. 1.50. Sie werden also - im Vergleich zu andern Qualitäts-Zahnpasten - beim Kaufe jeder Tube einen Franken einsparen. In einer vierköpfigen Familie macht das am Ende des Jahres eine Ersparnis von Fr. 48. - aus.

LISTERINE

ZAHNPASTA

Engros: PAUL MÜLLER, A.G., Sumiswald



Die Fabrikanten der Listerine Zahnpasta empfehlen Ihnen die Pro-phy-lac-tic Zahnbürste



Warum gerade Titus-Perlen?

Die neuesten wissenschaftlichen Fortschritte

Hier ein neues Präparat, das auf Grund präziser wissenschaftlicher Experimente und Forschung aufgebaut einen wirklichen Verjüngungs- und Heilwert bei vorzeitigem Altern (sexuelle Neurasthenie), nervosen Depressionszuständen usw. hat und sich sowohl im Tierexperiment wie beim Menschen in jahrelangen klinischen Prüfungen bewährt hat. „Titus-Perlen“ sind das Ergebnis der letzten Forschungen aus dem Berliner wissenschaftlichen Institut der Dr.-Magnus-Hirschfeld-Stiftung. „Titus-Perlen“ haben — und das ist ihr großer Erfolg — 3 Angriffspunkte zur Einwirkung auf den Hormon-Apparat, und zwar: 1. Die Inkretdrüsen; 2. die Organe; 3. das vegetative Nervensystem. Es ist also ein Kombinationspräparat, das alle Möglichkeiten medikamentöser Potenzsteigerung berücksichtigt, seien diese Störungen psychischer, nervöser oder innersekretorischer Art. Daher wirken „Titus-Perlen“ meist auch da, wo andere Mittel versagen. „Titus-Perlen“ stehen unter ständiger klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin. Die wissenschaftliche Abhandlung, die Sie sofort kostenlos verschlossen erhalten, zeigt Ihnen durch zahlreiche Illustrationen dargestellt alle Ursachen, die zur Potenzstörung führen.

„Titus-Perlen“ für Männer Fr. 14.— | Preis per 100 Stück
„Titus-Perlen“ für Frauen Fr. 15.50 | Zu haben in allen Apotheken.

GRATISGUTSCHEIN: Pharmacie Internationale Dr. Fr. Hebeisen, Zürich 1, Poststr. 6

Senden Sie mir eine Probe, sowie die wissenschaftliche Abhandlung gratis. 50 Cts in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Name: _____

Ort: _____ Straße: _____

dann verschwanden sie schnell wieder. Am nächsten Tage fragte mich der Häuptling, welches der Mädchen mir nun gefalle. Ich suchte das hübschste aus und noch am gleichen Tage kam sie zu mir, zitternd und so voller Angst, daß ich ihr in der ersten Nacht nichts tat, sondern sie zum Wasserholen und Wäschewaschen verwendete. Aber bald gewann ich ihr Herz und das ging so zu: Ich ging eines Tages baden, nahm sie mit und zeigte ihr, wie man sich mit Seife wäscht. Als ich ihr Bein tüchtig einseifte, zeigte sich plötzlich ein ganz heller Fleck. «Tjae, tjae», rief sie voller Verwunderung, rief alle Leute herbei und verkündete ihnen aufgeregt, daß sie so weiß werden könnten wie ich, wenn sie sich regelmäßig mit Seife waschen würden. Sie selbst konnte gar nicht genug bekommen, wusch sich, bis keine Seife mehr vorhanden war, roch an Armen und Beinen und war sehr glücklich. Dieses Erlebnis machte sie zahm und sie kam in der gleichen Nacht zu mir; auch viel später, als ich wieder in das Moi-Dorf zurückkehrte, war sie meine Frau. Erst als ich ein paar Jahre hintereinander nicht mehr kam, heiratete sie einen jungen Moi.

Um diese Zeit erhielt ich aus Saigon eine Abrechnung über das bisherige Ergebnis meiner Jagd. Ich hatte 48 Hirsche geschossen (sie wogen im Durchschnitt 80 kg ohne Kopf und Eingeweide, der schwerste aber 168 kg, es war allerdings ein Riesentier, so groß wie ein Pferd), zwei Ochsen und sechs Wildsäue. Ich löste nahezu 1000 Dollar, ein schönes Stück Geld, aber nach Abzug aller Unkosten — ich bezahlte die ganze Zeit einen Boy, einen Koch, zwei Kulis als Jäger und Träger und dazu noch vier Moi, die lediglich mit einem gewissen Fleischanteil entlohnt wurden —, blieben mir nur etwa 300 Dollar, nicht viel für die außerordentlich harte und oft gefährliche Arbeit. Darum war ich eigentlich froh, als ich Ende November ein Telegramm vorfand: «Trouvez un emploi chez Steudli.» Es war das Ergebnis der 675 Offertschreiben, die ich aus Saigon verschickt hatte. Sofort packte ich meine Siebensachen, um nach Saigon und von dort nach Bangkok zu fahren.

ZURCHER ILLUSTRIERTE

Meine Moi-Freunde waren traurig, als ich sie verließ. Das ganze Dorf, auch die Frauen und Kinder, kamen an die Bahn. Alle weinten und batzen mich, wiederzukommen. Der Häuptling aber schenkte mir eine Armbrust, zwei Köcher, eine Ersatzschnur, zwei gewöhnliche und sechs vergiftete Pfeile und zwei Hölzchen zum Feuer machen. Dann zog ich wieder in das zivilierte Leben der Großstädte.

Zinnbohren in der Dschungel. —

Auf der Goldsuche.

Die Fahrt von Saigon nach Bangkok mußte ich mangels anderer Fahrgelegenheit auf einem kleinen japanischen Dampfer zurücklegen, der eigentlich gar nicht für Passagiere eingerichtet war. Eine Kabine bekam ich nicht; ich schlug für die vier Tage mein Lager auf dem Deck auf und nahm meine Mahlzeiten mit dem Kapitän ein, auf japanische Art; am Ende der viertägigen Reise konnte ich schon ganz gut mit den Stäbchen hantieren.

In Bangkok wurde ich von einem Schweizer abgeholt, den ich noch aus meiner früheren Saigon-Zeit kannte. Wir fuhren sofort zu meinem zukünftigen Prinzipal, der das Engagement definitiv abschloß und mir auch gleich in einem Dachstock eine vorläufige Wohnung anwies, so daß ich mich sofort einrichten und meine Arbeit noch an demselben Nachmittag antreten konnte.

Um mein neues Arbeitsverhältnis zu erklären, muß ich hier einiges vorausschicken. Während des Krieges war es den Reismühlenbesitzern, die zumeist Deutsche waren, unmöglich gewesen, neue Maschinen und Ersatzteile aus Deutschland zu beziehen, so daß nach Kriegsende die Nachfrage nach diesen Artikeln sehr groß war. Die deutschen Firmen aber, die früher auf dem Platz selbst ihre Filialen unterhalten hatten, konnten ihre Arbeit vorerst nicht wieder aufnehmen, denn ein neu geschaffenes Gesetz verbietet den Deutschen auf Jahre hinaus den Auf-

enthalt in Siam. So versprach für den nichtdeutschen Unternehmer die Übernahme einer Agentur für eine deutsche Mühlenbau-Firma ein gutes Geschäft zu werden und alles riß sich darum. Die deutschen Firmen konnten daher an das Vergeben ihrer Agenturen entsprechende Bedingungen knüpfen. Die französische Firma Boulangier glaubte sich eine solche Agentur gesichert zu haben, indem sie vier vollständige Mühlen bestellte; meine Arbeitgeber, die Firma Steudli & Co., hatten auf die gleiche Agentur ein Auge geworfen und, um ganz sicher zu gehen, gleich acht solcher Mühlen bestellt! Die in Frage kommende chinesische Kundschaft wußte natürlich genau um diese Hintergründe, und wer die Schlaueit der Chinesen kennt, kann sich nun vorstellen, wie sie es verstanden, den einen gegen den anderen auszuspielen, wenn sie eine solche Mühle kaufen wollten! Daneben machten auch englische Firmen schwere Konkurrenz; sie hatten alle während des Weltkrieges große Profite eingesteckt und konnten nun Zahlungsbedingungen gewähren, bei denen die deutschen Vertreter unmöglich mehr mitkonnten.

Ich war nun von Steudli angestellt worden, um diese acht Mühlen an den Mann zu bringen und nebenbei die sogenannte «Technische Abteilung» zu betreiben. Ich arbeitete zunächst «auf Probe», ohne Kontrakt; damit hätte es immer noch Zeit, meinte Steudli. Zusammen mit einem Agenten reiste ich durch das Land, besuchte die Kunden und nahm Anfragen entgegen. An letzteren fehlte es nicht, aber an den angebotenen Mühlen war immer irgend etwas abzändern, so daß der mit vorgeschriebene Gewinn kaum je herausschautete. Die Firma beschloß daher, lieber abzuwarten, bis Boulanger & Co. ihre Mühlen an den Mann gebracht hätten, — die deutsche Vertretung war meiner Firma durch ihre Bestellung von acht Mühlen ja ohnehin gesichert! Für mich bot sich anderer Ablauf.

Die Firma, die während des Krieges sehr reich geworden war, hatte sich auch auf Versuche mit Minen eingelassen, die sie nun durch den Schweizer Geologen Dr. Morgenthaler, durch zwei andere Ingenieure und einige

Klein-Auto-Käufer!

Es ist ein Gebot der Klugheit, sich über wichtige Neuerungen im Bau von Kleinwagen zu orientieren, bevor Sie sich auf eine bestimmte Marke festlegen — nach dem Kauf ist es zu spät.

Das größte deutsche Werk für Flugmotoren bringt einen Kleinwagen mit ganz besonderen Eigenschaften

heraus. Dieser Wagen bietet eine Fahrsicherheit und Kurvenlage, die verdienstlich, von Ihnen geprüft zu werden.

Schließlich vertrauen Sie dem Wagen, den Sie fahren, Ihr Leben an. Von den Fahreigenschaften des Fahrzeugs kann in der Fahrpraxis manchmal sehr viel abhängen.

Sie erhalten interessante illustrierte Druckschrift gratis und ohne jegliche Verbindlichkeit für Sie. In Ihrem eigenen Interesse — schreiben Sie heute noch!

C. A. Drenowitz, Abt. Automobile, Cramerstr. 15—17,
Zürich 4.



Wie qualvoll er doch ist! Doch wie wirkt Rocco-Pflaster in solchen Fällen, bei Muskelschmerzen, Reissen, Stechen, bei Rheumatismus und Ischias! Vielen hat das Rocco-Pflaster geholfen — man sollte es wahrlich immer im Hause haben.

**Die Frau soll es dem Mann,
der Mann der Frau beschaffen!**

Zu haben ist es ja in jeder Apotheke, überall — und wenn Sie es nicht finden, so schreiben Sie doch blos eine Karte an das Nadolny-Laboratorium, Aktiengesellschaft, Basel, Mittlerstrasse 37.

Rocco-Pflaster
MIT DEM FLANELLPOLSTER

SUPERTONE RADIO
der beste 5 Röhrenradio mit dynamischer Lautsprecher. 50% bessere Leistungen. Grammophanschluß. Fr. 350.— monatlich Fr. 30.— Kataloge gratis.
RADIOHAUS SEEHOLZER
AFFOLTERN a.A., TEL. 946.127

Frankfurterli von hervorragender Güte

Diese unvergleichlich schmackhaften Würstchen kommen in Cartons von 5 und 10 Paar, täglich frisch zum Versand.

Qualitätsvergleiche überzeugen!

Wiederverkäufer Spezialpreise

OTTO RUFF
Wurst- und Konservenfabrik
ZURICH



24. XI. 33

Inserate in der «Zürcher Illustrierten» bringen erfreulichen Erfolg

Scholl's Zino-Pflaster
beseitigen rasch und sicher
Hühneraugen
Hornhaut-Ballen
In allen Apotheken, Drogerien u. Scholl-Depots erhältlich
1.50 p. Schachtel

Bäumli-Habana-Stumpen
aus feinstem überseeischem Tabak
10 Stück Fr. 1.—
Eduard Eichenberger Söhne, Beinwil a. See

Engländer und Australier ausbeuten ließ. Kurz vor Weihnachten teilte mir mein Chef mit, daß es da unten an Personal mangel und ich nach dem Süden verreisen solle, vorläufig nach Langsuen zu Herrn Breuse. Das gefiel mir gar nicht schlecht; ich tauschte gerne den Bürostuhl mit dem Leben in der Dschungel ein.

Herr Breuse, mein zukünftiger Vorgesetzter, erwartete mich am Bahnhof, fuhr mit mir zum «Mining-Office» und führte mich in den Kreis der Minen-Leute ein. Nach dem Essen saßen wir alle noch bei Whisky und Champagner zusammen; das Gespräch drehte sich um mir völlig unbekannte Dinge und mir graute etwas vor dem kommenden Tag. Das wurde von «Cattyground», von «Karanay» und von «coarse stuff» gesprochen, alles Dinge, von deren Existenz ich bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte und deren Bedeutung ich erst später erfuhr.

Am nächsten Tag wurde ich unserm Direktor vorgestellt: es war Herr Ingenieur Junken aus Winterthur, nur um ein paar Jahre älter als ich, den ich aus der Heimat sehr gut kannte. Wir hatten doch bei den Kadetten denselben Offizier gehabt! Sofort waren wir tief in einem Gespräch über Jugendfreunde, worin wir durch Herrn Robinson, den ehemaligen Gründer der Agentur Steudli & Co. unterbrochen wurden.

Robinson, der, wie ich bald bemerkte, in Wirklichkeit der leitende Geist in dem Betrieb war, führte mich nun in einen großen Raum hinter dem Büro, in dem sich nicht viel anderes befand als ein großer Tisch, einige Stühle und das nach Robinsons Ansicht wichtigste Möbel: ein Eisschrank. Bald waren wir mitten im Trinken. Wie ich später erfuhr, war Robinson, dieser gescheite, tüchtige Mensch, sehr ins Saufen gekommen und leerte jeden Tag in diesem «Büro» eine ganze Flasche Whisky. Er ist auch später an den Folgen dieses Lasters gestorben.

Anfang Januar begann unserer Leben in der Wildnis. Breuse und ich fuhren nach Langsuen, von dort ging es auf Elefantenz 20 km weit, meistens bergauf, nach Nai-Hut. Hier hatten Steudli & Co. eine Option auf ein Stück Land, das allem Anschein nach zinnhaltig war. Meine und Breuses Aufgabe war es nun, das Land zu prospektieren, d. h. festzustellen, wieviel Erz vorhanden war und ob sich die Ausbeute lohnen könnte. Das Land, das 3000 Rai = 480 ha umfaßte, gehörte einem Chinesen, der uns ein geräumiges Haus zur Verfügung stellte. Wir arbeiteten mit zwei Bohrgruppen. Auf 60 Meter Distanz ließen wir Löcher bohren, der Aushub wurde ausgewaschen und der Erzgehalt festgestellt. Gebohrt wurde bis auf die Lehmsschicht, die kein Erz mehr führte, also in diesem Terrain 75 bis 90 cm tief. Schon nach einigen Tagen konnte ich selbstständig das Bohren leiten; das Auswaschen der «Muster» besorgte ein siamesischer Spezialist.

Dicht neben unserem Gebiet war eine Chinesenmine in voller Betrieb. Wir schauten den Chinesen manchmal bei der Arbeit zu und wunderten uns, was sie mit ihren unglaublich primitiven Methoden — alles Handarbeit! — aus dem Boden herauszuholen verstanden. Bei dem lokalen Boden mußten sie ihre Schächte und Galerien beständig mit Holz verschalen und stützen und brachten das mit einfachsten Mitteln auf direkt meisterhafte Weise fertig.

In dieser Mine arbeiteten dreihundert Mann, eine bunt zusammengewürfelte, halbwilde Bande: Chinesen, Malaien, Siamesen, Burmesen. Der Eigentümer der Mine machte glänzende Geschäfte. Er betrieb nebenbei eine Opiumhöhle und eine Schnapsbude, verkaufte Kleider und Lebensmittel, kurz alles, was seine Arbeiter benötigten. Am meisten verdiente er jedoch mit seinem Zahlungssystem: Er war nämlich auf die Idee gekommen, eigenes Geld zu drucken, das heißt Gutscheine für 5, 10, 25 und 50 Santangs und Ticals.^{*)} Diese Scheine hatten ausschließlich in seinen eigenen Betrieben Gültigkeit, so daß die Kulis gezwungen waren nur bei ihm kaufen zu können. Erst wenn einer entlassen wurde, erhielt er nach Abzug aller seiner Schulden für die verbleibenden Gutsscheine wirkliches Geld.

Nur jeder zweite Sonntag war frei. Da ging es dann gewöhnlich lebhaft zu, alle betranken sich, Raufereien waren an der Tagesordnung und es gab auch nie und da einen Toten. So fehlten einmal bei einem Appell zwei Leute aus meiner Bohrgruppe. Auf meine Frage hin hieß es, der eine wäre gestern totgeschlagen worden und der andere werde wohl auch sterben; man hätte eben gestern gerauft. Der Vorarbeiter, der mir das erzählte, hatte Tränen in den Augen; aber nicht etwa wegen seines toten Kameraden, sondern weil er bei der Sache Geld verlor, — 3 Ticals, die er dem Toten einmal gepumpt hatte! An Polizei waren ganze zwei Männer in Nai-Hut, und diese zogen es begreiflicherweise vor, sich nicht allzusehr in die Händel einzumischen, um nicht Löcher im Kopf zu riskieren.

Das Dörfchen Nai-Hut zählte fünfzig Häuser; das Leben aller Einwohner war in mehr oder weniger starkem Maß vom Zinnberg bestimmt: entweder besaßen die Leute selbst Land, das sie gegen Pachtzins durch Chinesen ausbeuten ließen, oder aber Männer und Frauen gingen den verschiedenen Bächen nach und wuschen Zinn. Die ganze Gegend war außerordentlich erzreich. Damals erzielte das Erz einen guten Preis; für eine Kondensmilchbüchse voll Erz bezahlten die Chinesen einen Tical. Ein

^{*)} Siamesische Währung: 1 Silber-Tical = 1 Schilling 10 Pence; 1 Santang = 1/100 Tical.

fleißiger Mann, der die guten Stellen in den Bergen zu finden wußte, konnte im Tag bis sieben Büchsen voll bringen.

Unser Haus stand etwas abseits auf einem freien Platz, nur auf der Rückseite hatten wir Wald. Oft kam es vor, daß sich Affen auf unserm Dach tummelten und die Ziegel herunterschmissen. Ich hatte kein Gewehr bei mir; mein früheres hatte ich in Saigon verkauft, da die Waffeneinfuhr nach Siam verboten war, — in Siam aber war der Kauf eines Gewehres mit entsetzlich viel Formalitäten verbunden. So vertrieb ich die Affen mit Steinwürfen.

Neben uns wohnte Nai-Kham, der Jäger. Er besaß eine Vorderladerflinte. Pulver, Kugeln und Zündkapseln machte er sich selbst. Er verstand sich auf alle Arten Schlingen und Fällen und kannte alle Wasserlöcher im großen Umkreis. Während der Monate März und April brachte er uns jeden Tag sechs Eier von wilden Hühnern und besorgte uns Wildbret, — eine sehr willkommene Bereicherung unseres Speisezettsels. Wir waren bald gute Freunde und gingen zusammen jagen. Er mußte furchtbart nahe an sein Wild heranschleichen, denn bei seinem Schießprügel brauchten die Schüsse vom Moment des Abdrukens bis zum Verlassen des Rohres etwa eine Sekunde. Ganz deutlich hörte man erst den Aufschlag des Hahnes, dann den schwachen Knall der Kapsel und schließlich den Schuß selber. Erstaunlich war sein Geschick. Später, als ich eine Büchse besaß, schoß ich bei Einbruch der Nacht einen Bock an, der durch den Auschuß Mageninhalt verlor. Das Tier selbst floh. Da legte sich Nai-Kham mit der Nase auf den Boden und folgte so der Bockfährte. Er fand ihn auch nach einer Distanz von etwa 400 Metern, trotzdem es inzwischen schon ganz dunkel geworden war!

Die Sonntage benutzte ich zu einsamen Ausflügen in den Wald, — nicht ganz ohne Nebengedanken: Die Einheimischen hatten vom Vorkommen von Gold gesprochen, wollten aber keine näheren Ortsangaben machen. Auf einem meiner Streifzüge stand ich in einer wilden Schlucht einmal plötzlich dem alten Nai-Röng gegenüber, dem weiterum bekannten Wunderdoktor und Geisterbeschwörer; er suchte Heilpflanzen. Eine Weile schauten wir uns beide verdutzt an. Dann grüßte ich ihn mit dem landestypischen Gruß: «Sabai?» (Geht es gut?) und folgte seiner Einladung, im Schatten auf einem Stein Platz zu nehmen. Er rauchte eine meiner Zigaretten, ich kaute an seinem Zuckerröhr und wir fingen an zu plaudern. Er wußte natürlich ganz genau, warum ich da allein in der Wildnis herumstrich: er hatte von mir und meinen Goldfahndungen schon gehört. Er wisse, wo Gold sei, versicherte er mir, und werde mich hinführen.

(Fortsetzung folgt)



Nur keinen pappigen Reis!

Die gute Hausfrau kocht ihn mit viel Sorgfalt und Liebe. Jedes Körnchen liegt gleichsam als Einzelwesen neben dem andern, ist weich und schmackhaft. Und auf keinen Fall vergißt die Hausfrau eine Messerspitze Liebig Fleischextrakt! Seine goldbraune Kraft sickert in die Reismasse, in jedes Körnchen und verleiht dem Reis ein herrliches Aroma, ohne ihm seinen beliebten Eigenduft zu nehmen. Liebig-Reis, welche Delikatesse!

Liebig
FLEISCH EXTRAKT

aus saftig-frischem Fleisch gesunder Rinder, die besten Stoffe in eingedickter Form:
1/4 Topf Fr. 2.10 1/4 Topf Fr. 4.—

Liebig Depot für die Schweiz Basel 18

Weitere Liebig-Produkte:
Oxo Bouillon, flüssig mit dem Geschmack feiner Suppenkräuter
Oxo Bouillonwürfel, blauweiße Hülle



Noch schöner durch ein wenig Farbe!

Selbst schöne Frauen können das Reizvolle ihres Gesichts durch ein wenig Farbe noch mehr betonen. Zur vollkommenen Schönheit gehört jugendfrisches Aussehen. Und das erreichen Sie in ein paar Sekunden durch "Khasana Superb-Wangenrot" und "Khasana Superb-Lippenstift". Bei Berührung mit "Khasana Superb" erzeugt Ihre eigene Haut den für Sie passenden Farbtön: Er wirkt deshalb immer natürlich, ist wetter-, wasser- und kußfest. Niemand ahnt die Anwendung.

Lippenstift Fr. 1.75 u. 3.75, Wangenrot Fr. 2.25,
Kleinpack. Lippenstift Fr. -75, Wangenrot Fr. 1.-



KHASANA SUPERB

DR. M. ALBERSHEIM · FRANKFURT AM MAIN · PARIS UND LONDON

Generalvertretung und Niederlage für die Schweiz: Frédéric Meyrin, Zürich, Dianastraße 10.